

Jahrgang I.

No. 2.

Mai 1911.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Appell an den Geist. — Tagebuch aus dem Gefängnis. —
Bücher. — Bemerkungen. — (Schönherr's Plagiat. — Krawall, Revolte,
Revolution. — Jagow und Kerr. — Humor). — **Correspondenz.**

Kain-Verlag München.

Preis 30 Pfg.



Inseraten-Teil.



Die sexuelle Frage von Professor August Forel, ein vielumstrittenes Werk, das aber trotz vieler Angriffe von jedem Gebildeten gelesen wird, und in keiner Bibliothek fehlen sollte. Das Buch gilt als das beste, wenn nicht einzig gute seiner Art und hat sich trotz der ins Uferlose angewachsenen Literatur über Gesundheitspflege und alle Fragen des Geschlechtslebens an der Spitze gehalten.

Die Versandbuchhandlung Fritz W. Egger in München 19 legt der heutigen Ausgabe einen Prospekt mit Inhaltsbeschreibung bei, und erklärt sich bereit, das aktuelle Werk, wie auch jedes andere Buch gegen bequeme Teilzahlungen zu liefern. Bei Bestellung ersuchen wir, auf diese Zeitschrift Bezug zu nehmen. Kataloge stehen Interessenten auf Verlangen postfrei zu Diensten. Sollte jemand den Prospekt nicht erhalten haben, wolle derselbe direkt verlangt werden.

Jahrgang I.
No. 2.

München,
Mai 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonparaillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Appell an den Geist.

Wir Menschen sind geschaffen, in Gesellschaft miteinander zu leben; wir sind aufeinander angewiesen, leben voneinander, beackern miteinander die Erde und verbrauchen miteinander ihren Ertrag. Man mag diese Einrichtung der Natur als Vorzug oder als Benachteiligung gegenüber fast allen anderen Tieren bewerten: die Abhängigkeit des Menschen von den Menschen besteht, und sie zwingt unsern Instinkt in soziale Empfindungen. Sozial empfinden heisst somit, sich der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Menschen bewusst sein; sozial handeln heisst im Geiste der Gemeinschaft wirken.

Dies ist der Konflikt, in den die Natur uns Menschen gestellt hat: dass die Erde von unseren Händen Arbeit fordert, um uns ihre Früchte herzugeben, und dass unser Wesen bestimmt ist von Faulheit, Genusssucht und Macht-hunger. Wir wollen Nahrung, Behausung und Kleidung haben, ohne uns dafür anstrengen zu müssen; wir wollen, fern von der Pein quälender Notwendigkeiten, beschaulich gemessen; wir wollen Macht ausüben über unsere Mitmenschen, um sie zu zwingen, uns unsre heitere Not-

entrücktheit zu sichern. Den Ausweg zu finden aus dieser Diskrepanz: das ist das soziale Problem aller Zeiten.

Nie hat sich eine Zeit kläglicher mit dem Problem abgefunden als unsere. Der kapitalistische Staat, das traurigste Surrogat einer sozialen Gesellschaft, hat im Namen einer geringen, durch keinerlei geistige oder menschliche Eigenschaften ausgezeichneten Minderheit die Macht über die gewaltige Mehrzahl der Mitmenschen okkupiert, indem er sie von der freien Benutzung der Arbeitsmittel ausschliesst. Sein einziges Machtmittel ist Zwang; gezwungene Menschen beschützen in gedankenloser Knechtschaffenheit Faulheit und Genuss der privilegierten Machthaber. Wild, sinnlos, roh, von keinem Brudergefühl gebündelt toben die Menschen gegeneinander. Was sie als Macht erstreben, ist nüchterner Besitz an materiellen Gütern. Der Kampf aller gegen alle ist kein Ringen um den Preis der Schönheit, der inneren Freiheit, der Kultur, — sondern eine groteske Balgerei um die grösste Kartoffel. Auf der einen Seite Hunger, Elend, Verkommenheit; auf der anderen Seite geschmackloser Luxus, plumpe Kraftprotzerei, schamlose Ausbeutung. Und all das chaotische Getümmel verstrickt in einem stählernen Netz von Gesetzen, Verordnungen, Drohungen, die die bevorzugte Minderheit schuf, um ihrer Gewaltherrschaft das Ansehen des Rechts zu geben.

Eine verlogene Ethik hat das Wissen um Wahrhaftigkeit und Rechtlichkeit vergiftet. Rabulistische Advokatenlogik hat den guten, reinen und wahren Begriff der Freiheit zum Popanz autoritärer Marktschreier verdreht. Die Verständigung der Menschen geschieht im Kauderwelsch der Politik; der Wille der Menschen beugt sich unter abstrakte Paragraphen; das Rückgrat der Menschen passt sich verkrümmten Uniformen an.

Geknebelt ist der Gedanke, das Wort und die Tat, — geknebelt selbst die Sehnsucht nach Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Die Seele des Menschen ist dem Staate beamtet, und der Geist der Menschen schläft im

Kein Knirschen der Wut stört die Hast der Geschäfte. Der Lärm geht um den Profit; kein Stöhnen der Verzweiflung übertönt ihn. Wer aber warnend seine Stimme hebt, wer Menschen sucht, um mit ihnen zu bauen, aufzurichten das Werk der Freiheit, der Freude und des Friedens, dem gellt das Lachen ins Ohr derer, die sich nicht stören lassen wollen, derer, die Tritte empfangen und um sich treten, das Hohnlachen der Philister.

Welche Ansicht der Mensch von den Dingen der Menschen haben darf, ist vom Staate abgestempelt. Einzelne Einrichtungen des Staates, besondere Massnahmen darf er kritisieren, benörgeln, beschimpfen. Aber wehe dem, der der Fäulnis der Gesellschaft in die Tiefe leuchtet. Er ist verfehmt, geächtet, ausgestossen. An Mitteln fehlt es den Philistern nicht, ihn unschädlich zu machen: sie haben ihre „öffentliche Meinung“, sie haben die Presse. Wohl eifern auch die Organe der verschiedenen Parteien gegeneinander; wohl tuten auf der Jagd nach dem Profit in den Gefilden der öffentlichen Meinung die Hörner am lautesten und am schrillsten. Aber darin sind sie einig: der freie Gedanke, das freie Wort, die freie Sehnsucht darf keine Stätte haben in ihrem Revier. Ein breiter Graben zieht sich durch ihrer aller Lager; und in dem fließt der Strom, mit dem wir schwimmen müssen.

Hoch über den Ebenen, in denen die Philister einander in die Seiten puffen, ragt die Burg, darin der Geist wohnt. Der Literat und der Künstler wenden den Blick degoutiert ab vom Gewimmel der Menge. Was schert es sie, wie Hinz den Kunz übers Ohr haut! Dem Bettler, der am Weg die Drehorgel leiert, gibt man mildtätig einen Groschen und geht seines Weges. Zu ihnen hinauf, in die Domänen der Kultur darf der Dunst des Alltags nicht steigen. Die Nase zu vor den Ausdünstungen des Volks! Den Blick empor zu den reinen Höhen der Geistigkeit.

Lächelnd spottet man bei den ästhetischen Gelagen über den Snob, der auf die Tribüne steigt und die Massen aufruft zum Kampf gegen Gewalt und Ausbeutung, für Recht und Freiheit. Ein Sensationshascher und Reklame-

held, — im besten Falle ein verrannter Narr, dem es schon recht geschieht, wenn man ihn ignoriert und boykottiert. Was geht ihn die soziale Not des Volkes an?! . . .

Der Künstler, der sich allem, was die Umwelt angeht, so hoch überlegen dünkt, ist ein Philister. Seine bequeme Zufriedenheit hat nichts Erhabenes, sondern nur etwas Verächtliches. Er verschliesst die Augen vor dem Elend, in dem er selbst bis an die Knöchel wadet, und macht sich damit für die Behörden zum Erwünschtesten aller Staatsbürger.

Aber gerade der Künstler hätte tausendmal Grund, wütend aufzubegehren gegen die Schändlichkeiten unseres Gesellschaftsbetriebes. Sein Werk steht — und das muss so sein — jenseits der Marktbewertung. Unter den Zuständen, die uns umgeben, ist es daher überflüssig, wertlos, unnütz und mithin lächerlich oder gefährlich. Der Künstler selbst gilt — sofern er nicht als Kapitalist andere Menschen für sich arbeiten lässt — als Schmarotzer, als Schädling, als Verkehrsstörung. Soll ihn seine Kunst ernähren, so muss er sie dem verrotteten Geschmack des Banausentums unterordnen, und er verkommt menschlich und künstlerisch. — Hat er aber die Mittel zum Leben, produziert er, wozu es ihn treibt, so bleibt sein Werk den Mitmenschen fremd, und die höchste Freude des Schaffenden, mit seiner Arbeit Menschenseelen zu erfrischen und zu erhellen, bleibt ihm versagt.

Aber er ist ja Esoteriker. Ihm genügt ja die Anerkennung der Wenigen, derer, die „reif“ sind für seine Kunst, die gleich ihm dem Spektakel des Lebens ferne stehen. Ach, Schwätzererei! — Das ist eine matte, blutleere, dürtige Kunst, die nicht getränkt ist vom warmen roten Zustrom der lebendigen Wirklichkeit. Nur das sind noch immer die Zeiten der Kultur gewesen, in denen Geist und Volk eins waren, in denen aus den Werken der Kunst und des Schrifttums die Seele des Volkes leuchtete.

Ihr törichte Einsame, die ihr wähnt, oben in euern Ateliers andre, freiere Luft zu atmen, als die Masse auf den Plätzen der Städte! Auch ihr esst auf euerm Ko-

thurn das Brot, das Menschenhände gesäet, Menschenhände gebacken, Menschenhände euch gereicht haben. Tut nicht, als wäret ihr Besondere! Seid Menschen! Habt Herz !

Und besinnt euch auf die Unwürdigkeit eurer Existenz! — Ihr, die Ihr Werke schafft, aus denen der Geist unsrer Zeit in die Zukunft flammen soll, sorgt, dass Eure Werke nicht lügen! — Helft Zustände schaffen, die wert sind, in herrlichen Taten der Kunst und der Dichtung gepriesen zu werden! Täuscht der Nachwelt nicht Bilder vor, die das jämmerliche Grau unsrer Tage in Gold malen! Seid keine Philister, da Ihr allen Anlass habt, Rebellen zu sein!

Paria ist der Künstler, wie der letzte der Lumpen! Wehe dem Künstler, der kein Verzweifelter ist! Wir, die wir geistige Menschen sind, wollen zusammenstehen, — in einer Reihe mit Vagabunden und Bettlern, mit Ausgestossenen und Verbrechern wollen wir kämpfen gegen die Herrschaft der Unkultur! Jeder, der Opfer ist, gehört zu uns! Ob unser Leib Mangel leidet oder unsre Seele, wir müssen zum Kampfe blasen! — Gerechtigkeit und Kultur — das sind die Elemente der Freiheit! — Die Philister der Börse und der Ateliers, zitternd werden sie der Freiheit das Feld räumen, wenn einmal der Geist sich dem Herzen verbündet!

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung).

Lieschen machte ein gleichzeitig verwundertes und erschrockenes Gesicht und sagte vor lauter Konsterniertheit garnichts. Auf der Treppe gab ich ihr noch rasch ein Geldstück, damit sie bei den Laufereien und Fahrereien, die sie meinetwegen zu machen hätte, nicht in Verlegenheit käme. Ich eröffnete den Beamten, dass ich Droschke fahren wolle, und da am Savignyplatz kein Auto stand, suchte ich einen offenen Einspanner aus, dessen Rücksitz verdeckt war. In diesen Verschlag setzte ich mich, meine beiden Häscher mit WauwauGesichtern mir gegenüber. Der eine Polizist — einer mit langem hängendem blondem Schnauzbart und sehr würdiger Miene - nannte die Adresse des Polizeigefängnisses, hatte es aber

kaum nötig; denn auch der Droschkenkutscher erkannte offenbar das Amt an seinen Trägern, übersah sofort die Sachlage und nickte schon im Voraus verständnisvoll mit dem Kopf. Während der ganzen Fahrt wurde kein einziges Wort gesprochen. Ich dachte aber: Jetzt sollte ich eigentlich mit Lieschen nach der anderen Seite Berlins — zum Habsburger Hof — fahren. Am Ziel zahlte ich dem Kutscher, gab ihm noch 10 Pfennige Trinkgeld und ging meinen Häschern nach ins Polizeigebäude hinein. Man kann mich totschiagen: Ich weiss nicht mehr, ob ich dort Treppen steigen musste, ob ich in Hinterhäuser geführt wurde oder wie die Baulichkeit beschaffen war. Diese nüchternen Büro- und Quälhäuser haben genau wie Polizeibeamte Visagen von stereotyper Aehnlichkeit, für deren Einzelheiten man sich nicht im geringsten interessiert. Es war mir zunächst auch gleichgiltig, was man mich fragte; ich war nur etwas traurig. Jedenfalls wurde ich bei den ersten Notierungen nicht respektlos behandelt. Der Beamte, der mich empfangen hatte, verliess den Raum, und ich sah mich allein mit zwei Beamten, von denen einer blond und völlig uninteressant aussah. Ich fragte mich, ohne auf eine Antwort zu kommen: Ist das nun eigentlich einer von den Herren, die mich von Hause abgeholt haben oder nicht? — Der andre dagegen wird mir in Erinnerung bleiben. Ganz niedrige Stirn; schwarze, pomadisierte, gescheitelte, das Gesicht, besonders die Stirn eng umgrenzende Haare; gelbe Augen; kleine, aber abstehende Ohren; graue Hautfarbe; tiefe, lange Backenfalten; ein schwarzer Schnurrbart über einem schiefen Mund. Ich ging, die Hände auf dem Rücken, nervös in der Bürostube umher. Ein Junge kam, der bestätigen sollte, ob zu dem ihm gestohlenen Fahrrad eine Satteltasche gehört hätte, die ihm vorgelegt wurde. Der Junge verneinte und ging wieder. Es wurde festgestellt, dass der Dieb also zwei Fahrräder gestohlen haben musste. Ich sah ohne irgendeine Absicht, nur mit dem dumpfen Gedanken: was wird nun eigentlich aus alledem? — die Polizeimenschen an. Da verzog sich plötzlich das eben beschriebene Gesicht zu einem Grinsen, so höhnisch und schadenfroh, dass ich es ganz erstaunt anblicken musste, wie man gerade am Interessiertesten und Gespanntesten dahin zu schauen pflegt, wo sich dem Auge etwas unsagbar Schaudervolles zeigt. Das Kinn zog sich schief nach einer Seite. Die Backenfalten verbreiterten sich. Die ohnehin lächerlich geringfügige Stirn wurde von den sich hinaufziehenden Augenbrauen völlig verdeckt. Die hügelige Nase wackelte, und unter dem Schnurrbart wurden grosse, schiefgestellte, stockige Zähne sichtbar, die mich anflutschten. Als ich mich von dem Schrecken über seinen Anblick einigermassen erholt hatte, das Grinsen aber noch immer nicht aufhörte, fuhr ich den Menschen plötzlich so laut an, dass

der andere Beamte erschrocken die Hacken zusammenklappte: „Was haben Sie zu lachen!?“ — Die Visage verrunzelte sich zu einer verlegenen Grimasse: „Ich kann doch lachen, wenn ich will.“ „Wenn“ sagte er. Ich schrie auf ihn ein: „Sie haben kein Recht mich auszulachen. Wollte ich Sie angrinsen, würden Sie mich wegen Beamtenbeleidigung anzeigen. Sie haben mich genau so anständig zu behandeln, wie Sie es von mir verlangen. Ich lasse mich nicht von Ihnen verhöhnen.“ Meine Worte bewirkten, dass sich das Gesicht wieder in den gewohnten Faltenwurf auseinanderrollte, sodass der Mann bei meinen letzten Worten wieder genau so dastand wie vor seiner Teilnahmsäusserung. Nach diesem Intermezzo kam, wahrscheinlich durch meine laute Stimme herbeigelockt, der Kommissär — ich vermute, dass er so etwas war — wieder herein und liess mich abführen. Man — wer, weiss ich nicht mehr, wusste es auch wohl kaum, während es geschah —, man brachte mich eine Eisenstiege hinunter und übergab mich einem Aufseher. — Ich vergass zu berichten, dass ich oben alles aus meinen Taschen herausnehmen musste. Das Geld wurde nachgezählt. Ich hatte 171 M. 45 Pf. nebst einem alten dicken russischen Kopekenstück aus dem 17. Jahrhundert, das mir Cläre mal als Glücksmünze geschenkt hatte und einer ungebrauchten bayerischen 10-Pfennig-Briefmarke. Dann kramte auch noch der Beamte in meinen Taschen nach, sogar die Weste musste ich dazu aufknöpfen. Aber ich hatte schon alles selbst herausgelegt, die vielen Papiere und Papierchen — es waren allerdings seit der Haussuchung am Mittwoch nicht mehr halbsoviel in den Taschen wie vorher —, die Briefftasche, die viele Visitenkarten von mir und anderen enthielt, auch Heftpflaster und den Kontrakt mit Henry; mein Notizbuch, meinen Bleistift, Und was sonst noch in meinen zahllosen Rock-, Westen-, Hosen- und Manteltaschen gewesen sein mag. Man brachte mich also dem Gefangenenaufseher des Charlottenburger Polizeigefängnisses, nicht ohne mir auch noch den dicken Spazierstock und sogar den Kneifer abgenommen zu haben. In dem Aufseher, in dessen Gewahrsam ich mich nun befand, lernte ich an diesem Abend den ersten Menschen kennen, der mich weder mit schadenfroher Bosheit, noch mit beamtenmässig korrekter Starrheit behandelte, sondern der mir wirklich menschlich entgegenkam. Ich machte seitdem die Beobachtung, dass alle Gefängnisaufseher, mit denen ich zu tun hatte und habe, bestrebt scheinen, denen, die ihrer Macht unterstellt sind, als Menschen zu begegnen und womöglich eine dem Polizeicharakter gegensätzliche Natur hervorzukehren. Das wird daran liegen, dass der Polizist gewöhnt ist, in seiner amtlichen Tätigkeit im Menschen nur den Verbrecher zu suchen, während sich der Gefängnisbeamte gerade in seiner amtlichen Tätigkeit daran gewöhnt, im Verbrecher den Menschen ken-

nen zu lernen. Die persönliche Freundlichkeit des Mannes fiel mir um so sympathischer auf, als es ihm oblag, mich der allerunangenehmsten Prozedur zu unterziehen. Er nahm mir nämlich zu allem übrigen auch noch Hosenträger, Stiefel, Kragen und Krawatte ab. Aber den silbernen Ring mit dem Mondstein durfte ich an der Hand behalten. Dann musste mir der Aufseher noch einmal den Anzug durchsuchen, wobei er den ganzen Körper abtastete, selbst die Stellen, deren Berührung ich mir weit lieber von schönen Frauenhänden gefallen Hesse. Diese Untersuchung nahm er aber mit soviel Rücksicht vor, wie sie eben zuliess, nämlich mit fortgesetzten Entschuldigungen, dass dies seine Pflicht sei und dass es im übrigen auch schnell erledigt sei. Inzwischen hörte ich eine nahe Kirchuhr schlagen und stellte fest, dass es halb 9 Uhr war. Ich war also gerade eine Stunde in Polizeigewalt und überlegte, dass wir jetzt im Habsburger Hof mit einem recht guten Essen fertig wären und langsam ans Aufbrechen denken müssten. Dabei fiel mir ein, dass ich eigentlich Appetit hatte und ich fragte, ob ich nichts zu essen bekäme. Der Aufseher erwiderte, dass Linsensuppe da sei, da ich die aber wahrscheinlich nicht möge, wolle er sehen, ob er nicht etwas anderes beschaffen könnte. Nach einer Weile kam er mit einem Teller Milchreissuppe an, die er mir als sehr gut pries. Ich nahm ein paar Löffel davon, ohne Gefallen an dem Souper zu finden, und versicherte dem Aufseher aus Höflichkeit, dass die Aufregung, in der ich sei, mir zu weiterem Essen den Appetit verlege. Ich wurde nun in eine dunkle Zelle geleitet, deren ganze Einrichtung in einer schmalen Holzbank und einem kleinen Tisch daneben bestand, auf dem ein Krug Wasser stand und einige Brotreste lagen. Dort wurde ich zunächst eingeschlossen und sass auf der Holzbank, ohne das Geringste sehen zu können. Es schlug drei Viertel, und ich sah im Geiste den Zug aus dem Anhalter Bahnhof dampfen, in dem ich von Rechts wegen hätte sitzen sollen. Ich sass auf meiner schmalen Bank in meiner stockfinstern Kellerzelle und dachte an — Verschiedenes. Es schlug langsam, sehr vernehmlich, sehr korrekt und etwas unheimlich 9 Uhr. Jetzt kam mir vor, werden es die Bekannten allmählich schon erfahren. Lieschen wird es ins Café gebracht haben. Auf den Redaktionen werden sich die liberalen Schmöcke fragen, ob man für oder gegen mich sein solle, ob man mich als gemeingefährlichen Verbrecher zum Gruseln oder als harmlosen Wichtigtuer zum Belächeln den Lesern zum Frühstück servieren solle Der Aufseher schloss mit klirrenden Schlüsseln die Eisentüre auf und teilte mir beschwichtigend mit, dass ich jetzt ein Nachtlager erhalten solle. Darauf weckte er jemand ,der in einer benachbarten Zelle schlief und brachte nach kurzer Zeit mit dem eine aus drei losen Strohkissen zusammengesetzte Matratze herein;

darauf kam ein Tuch und dann zum Zudecken eine Pferdedecke. Ich durfte noch ein meiner Zelle gegenüberliegendes Oertchen aufsuchen, dann konnte ich mir's auf meinem Lager „bequem“ machen. Ich zog mich also im Dunkeln aus, tastete mich auf dem Steinaboden zu meinem „Bett“ und versuchte zu schlafen. An dem mörderlichen Jucken, das ich am ganzen Körper empfand, und an der Häufigkeit, mit der sich die nahe Kirchuhr meldete, die ganz pünktlich Viertelstunde für Viertelstunde anschlug, merkte ich, wie wenig mir meine Absicht gelang. Ich sah mit der grössten Lebendigkeit eine Unmenge meiner Bekannten, beteiligte mich an Gesprächen über letzte Wahrheiten und Weisheiten, führte juristische Disputationen über den wahrscheinlichen Inhalt der Paragraphen 128 und 129, die ich fortgesetzt verletzt haben sollte, und von deren Bedeutung ich keine Ahnung hatte, stand vor Gericht und überzeugte in einer forensischen Meisterleistung das Auditorium von der Unsinnigkeit jeglicher Justiz, rief mit Lebhaftigkeit nach dem Kellner, um für mich einen Kaffee schwarz, für Spela einen Cognak zu bestellen, dankte nach der Premiere meines neuen Stückes für den Applaus, riet den Genossen energisch ab, mit Bomben zu werfen, bat Cläre um einen Kuss und Herrn K. um 2000 M. Vorschuss gestand Gertrud L. meine Liebe und widerlegte H. W. seine Existenzberechtigung, kurz: ich hatte tausend Wachträume, die mir durch die infame Kirchturmuhren alle Viertelstunde als Wachträume bestätigt wurden Endlich ging ich auf Flohjad, was bei der unausgesetzten Bemerklichkeit des Jagdwildes, zugleich aber bei der völligen Dunkelheit der Nacht ebenso kurzweilig wie ergebnislos war. Wirklich: gelangweilt habe ich mich diese Nacht garnicht, im Gegenteil wunderte ich mich bei jedem Anschlagen der Uhr, dass wieder eine Viertelstunde vorbei ging. Besonders hübsch war es, wenn eine volle Stunde herum war. Dann zählte ich ganz langsam; mit. Erst vier Schläge: hell, schneidig, beamtenhaft, im gemessenen Abstand hinter einander her. Dann die Zahl der Zeitstunde, deren erster Anhieb nach einer Erholungspause erfolgte: ein tiefer, ehrwürdiger, im Dienst ergrauter Ton, von langem Atem, der ganz ausströmte. Erst dann folgte ihm ein gleicher, mit demselben Anstand und demselben Wertbewusstsein. Jede Stunde aber schloss sich ein neuer Ton den Kollegen an, der als letzter nachhallte wie das Säbelrasseln eines Würdenträgers, nachdenklich schleppend, und doch blasiert und gebieterisch. Ich freute mich jedesmal, wenn es wieder einen Schlag mehr gab; es kam mir vor, als sei das immer als eine Ueberraschung für mich gemeint, obgleich ich doch vorher wusste, wie oft es anschlagen würde. Ich kann mir kaum eine grössere kindliche Vorfreude denken, als die, die ich nach elf Uhr empfand, darüber, dass ich das nächste Mal zwölf

Schläge zählen durfte. Aber vor ein Uhr hatte ich eine förmliche Angst davor, nach den vier Subalternbeamten nur einen einzigen grabärtigen Herrn heranprusten hören zu sollen. Als es vorüberwar, atmete ich auf, fand es aber ganz fad, dass es nun für viele Stunden mit dem langen Aufmarsch der Honoratioren zu Ende sei. Die zwei Schläge der nächsten Nachtstunde interessierten mich schon garnicht mehr — und dieses Einschlafen meines Interesses für die Kirchturmuhre mag es bewirkt haben, dass sich aus dem Wulst von Eindrücken, Vorstellungen, Merkwürdigkeiten und Empfindungen ein Netz wob, das meine Glieder zu schwerem Schlaf auf die Matratze niederzwang.

(Fortsetzung folgt.)

Bücher.

Max Reinhardt von Siegfried Jacobsohn. Erich Reiss Verlag Berlin 1911.

Siegfried Jacobsohn will dieses Buch nicht als Kritikersammlung betrachtet wissen, obwohl es aus einer Aneinanderreihung Jacobsohnschen Kritiken besteht. — In der Tat bedeutet das Werk weit mehr als eine Artikelzusammenstellung. Es bedeutet eine Charakteristik Reinhardts als Regisseur und als Kulturwert, die als theatergeschichtliches Dokument Anspruch auf die ernsteste Beachtung hat. Maximilian Harden hat Jacobsohn vor Jahren den besten Berliner Theaterkritiker genannt. Jedenfalls ist er der, der mit der grössten Liebe, mit der strengsten Sachlichkeit dabei ist. Er schreibt über Theater weder als Künstler wie Kerr, noch als Philosoph wie Julius Hart, sondern weil ihm die Schaubühne das Wichtigste auf der Welt ist. Das ist fast rührend an Jacobsohn, dass man ihm zutrauen muss, er sieht alles Geschehen der Welt, alles, was das wirkliche Leben bietet, aus der Perspektive einer vorderer! Parkettreihe, sozusagen durchs Opernglas. Bei dieser steten Einstellung der Augen auf den Bühnenrahmen sieht er kritischer als andere, was auf den Brettern vorgeht. Sein Urteil ist sicher, ruhig und im ehrlichen Willen gerecht. Umso zufriedener kann Max Reinhardt mit dem Buch sein, aus dem immer unter dem nüchternen Bemühen um objektiv kritische Beurteilung der einzelnen Leistungen die helle Verehrung, die freudigste Zustimmung hervorquillt. Jacobsohns Liebe zu Reinhardt hat etwas Wunderschönes. Er vergleicht sich selbst mit dem getreuen Horatio, der das Werk des Meisters der Nachwelt zu erklären hat. So baut er dem Theatermann, der in noch höherem Masse als Laube die Bühnenkunst künstlerisch reorganisiert hat, ein Denkmal, das nicht nur schön und schmeichelhaft ist, sondern dazu auch porträtähnlich. Reinhardts Bedeutung für das moderne deutsche Theater wird scharf sichtbar. Die Liebe des Jüngers hat sein Werk in das strahlende Licht gestellt, in das es gehört . . . Dass Jacobsohn aus den Kritiken, die für den Augenblick geschrieben waren, und nun der Zukunft übergeben werden, Härten, besonders gegen Schauspieler, gestrichen hat, ist zu loben. Doch hätte er da noch strenger gegen sich vorgehen können. Es darf nicht sein, dass ein Künstler von der überragenden Bedeutung Albert Steinrücks in einem Buch, das

den Späteren eine Handhabe für die Beurteilung unserer zeitgenössischen Theaterkunst bieten soll, um einzelner Leistungen willen, die Jacobsohn missfallen haben, schlecht behandelt wird. Ich wünsche dem Werk — um Jacobsohns und um Reinhardts willen — weitere Auflagen, in denen dann auch dieser Schaden kuriert werden mag.

Das Mädchen mit den drei Unterröcken von Paul de Kock. Uebersetzt von E. Scharf - Somssich. Verlag Dr. R. Douglas. — München 1910.

Eine amüsante Belanglosigkeit. Sehr bürgerlich, manchmal albern und etwas sentimental. Warum aus den zahlreichen Werken Paul de Kocks gerade dieses Buch übersetzt werden musste, ist schwer einzusehen. Sollte der deutschen Familie gezeigt werden, dass der verpönte Französe zu Unrecht im Rufe der Frivolität steht? Da täte man dem Dichter Unrecht. Es ist zwar lange her, seit ich von Paul de Kock zuletzt ein Buch las, auch hat mir nichts von allem, was mir von ihm unter die Finger kam, einen bemerkbaren Eindruck hinterlassen; soviel aber weiss ich noch, dass ich ihn nach der Lektüre anderer Bücher als einen Schriftsteller beurteilte, der es darauf anlegte, in der Art zu zoten, wie an kannegiesserischen Stammtischen gezotet wird: ohne echte Derbheit, aber mit dem stillen Feixen, das den Bürger ziert, wenn er verbotene Wege wandelt. In dem vorliegenden Roman fehlt das Element der Zote ganz, und es ist nicht zu leugnen, dass dadurch hier und da ein Gefühl der Oedigkeit erweckt wird. Immerhin aber: man lächelt auch mal, und freut sich schliesslich, dass das Mädchen mit den drei Unterröcken die ganzen 244 Seiten hindurch brav bleibt und dass ihre Tugend über die Lüste der unterschiedlichen Herren, die nach ihren Reizen gieren, — und es sind überführte Gewissenlose! — leuchtend siegt. Uebersetzt ist das Buch vortrefflich, auch die Ausstattung ist recht gut. Doch hätte der Herausgeber nicht zulassen sollen, dass der Verlag dem Roman ein Vorwort beigab, bei dem man nicht umhin kann, das Maul zu verziehen und „wie neckisch!“ zu sagen.

Bemerkungen.

Schönherrs Plagiat. Die tiefende Seligkeit der liberalen Feuilletonisten über das Theaterstück des Herrn Karl Schönherr, österreichischen Heimatkünstlers, worin die ultramontane Grausamkeit dialektrecht in drei Akten gestäupt wird, ist gekitzelt worden und hat sich in flammende Gesinnungstüchtigkeit gewandelt. Man zeigt sich in hohem Masse empört darüber, dass die mit dem Grillparzerpreis belohnte Arbeit nicht blos mehr in ihrer dichterischen Bedeutung von manchen angezweifelt wird, sondern selbst hier und da als — sagen wir: bedenklich beeinflusst gilt. Ein Stück, in dem das „Inwendig“ des Protestanten über die rohe Gewalt der Katholischen siegt! Müssen nicht die Aufgeklärten, die Freigeister, die Atheisten (solange keine Oster- oder Pfingstnummer zu redigieren ist) auf Seiten der Ketzer stehen, die der gar harte Reiter um des Glaubens willen aus der Heimat jagt? Sie müssen. Und

wenn es sämtlichen evangelischen Pastoren noch so unangenehm sein mag, die Liberalen und Monisten, die Freidenker und Atheisten fühlen sich ihnen treu verbrüdet, wenn — den katholischen Fanatikern der Gegenreformation? ach wo: wenn dem Zentrum von heutzutage eins ausgewischt wird.

Mit Rott für Glauben und Vaterland! Wer das Stichwort gegeben hat, ist ein begnadeter Dichter; wer seine Genialität bestreitet, ist ein Idiot; wer ihm Abschreiberei vorhält, ist ein Schurke!

Ich nehme mir heraus, Herrn Schönherr's „Glaube und Heimat. Tragödie eines Volkes" als einen larmoyanten Schmarrn zu bezeichnen. Eine melodramatische Birch-Pfeiferei ist das, an der nichts echt ist, ausser dem Dialekt. Ein sentimentaler Reisser, zusammengebraut aus Schmalz und Erdgeruch Dazu haben wir den ganzen naturalistischen Sturm und Drang durchgemacht, dazu haben wir Hebbel, Grillparzer, Kleist, Ibsen in unsäglicher Mühe dem Verständnis der Zeit erkämpft; dazu hat Frank Wedekind mit seiner rebellischen Dramatik das Gespött eines Jahrzehnts zum Schweigen gebracht, dass das erstbeste rührselige Bilderbogen-Drama, wenn es nur Gesinnung zeigt und bühnentechnisch geschickt gemacht ist, die ganze Gilde der deutschen Literaturkundigen platt auf den Bauch schmeisst! — Man sehnt sich nach Sudermann. Dessen täppisch-routinierte Mätzchen sind überall noch tausendmal erträglicher als die taufrischen Schmachtlappigkeiten dieses Herrn Schönherr. Nie ist die schlappengewöhnte Jury der dramatischen Dichtkunst blamabler reingefallen als bei der Preiskrönung dieser kulissentüchtigen Drehorgelromanze.

Nun stellt sich aber zum Ueberfluss auch noch heraus, dass der Preistragödie eine Anzahl von Eigenschaften fehlen, die nötig wären, um der Arbeit die Anerkennung als selbständige Leistung zu sichern. Zuerst wies in der „Schaubühne" Lion Feuchtwanger darauf hin, dass Schönherr's „Glaube und Heimat" abhängig ist von den beiden Romanen der Handel-Mazzetti: „Jesse und Maria" und „Die arme Margaret". „Wer näher zusieht," schrieb Feuchtwanger, „merkt bald, dass Schönherr eigentlich sein Bestes seinen Quellen verdankt." Es folgt dann eine kritische Gegenüberstellung der Art, wie die Original-Dichterin den Stoff anfasste, und wie ihn Schönherr behandelte, und der Empfänger des Grillparzerpreises schneidet recht übel dabei ab. — Frau Handel-Mazzetti selbst protestierte dann öffentlich gegen die Ausschlichtung ihres Werks. Ein süddeutsches Zentrumsblatt unternahm es, Zitate aus beiden Autoren einander gegenüberzusetzen, und da zeigte sich, dass die Abhängigkeit Schönherr's von seiner katholischen Landsmännin, was auch Feuchtwanger schon behauptet hatte, bis zur Uebernahme von Worten ging; und zwar nicht zufällig irgendwann einmal, sondern

wiederholt und so auffällig, dass man zur genaueren Kennzeichnung des von Schönherr geübten Verfahrens kaum wird auf das Wort Plagiat verzichten können.

Die liberale Presse war genötigt, zu dem Vorwurf, dem der sonst vor ihr verhätschelte Pater Expeditus Schmidt in öffentlichen Vorträgen Ausdruck gab, Stellung zu nehmen. Ihre Haltung war von vornherein gegeben: sie musste schützend ihre Fittiche über ihren bedrängten Liebling ausbreiten, wie die Gluckhenn' bei Schönherr: „i breit' mich über enk; i lass' euch nix g'schehen an Seel' und an Leib.“ So Hess sie sich zunächst vom Dichter selbst bestätigen, dass er nicht plagiiert habe; alsdann druckte sie einige von den belastenden Zitaten ab, aus denen denn auch zu ersehen war, dass der sowohl bei der Handel-Mazzetti wie bei Herrn Karl Schönherr vorfindliche Gedanke immer nur in einzelnen Worten, niemals aber im ganzen Satzgefüge übereinstimmte. Nachdem man erstaunt die durch einen vertikalen Strich getrennten Parallelstellen gelesen und kopfschüttelnd festgestellt hatte, dass es doch wohl für Herrn Schönherr sehr schwer sein müsse, sich zu rechtfertigen, stiess man dann auf das redaktionelle Résumé. Das aber erklärte mit schöner Unbefangenheit: Na also. Jetzt ist die Behauptung, Schönherr habe plagiiert, doch wohl ein für allemal widerlegt. Aus solchen einzelnen zufälligen Aehnlichkeiten kann nur böser Wille bewusste Beeinflussung herleiten wollen. — Dass die einzelnen zufälligen Aehnlichkeiten dutzendweise auftreten, wird um der guten Sache willen nicht näher beachtet. Die gute Sache ist nämlich längst keine literarische und kulturelle mehr, sondern eine politische. Es ist die Sache des Liberalismus gegen das Zentrum. Einer, der die Aufklärung über den klerikalen Zwang siegen lässt, darf kein Plagiator sein. Das geht nicht.

Wie ich höre, ist das bisher veröffentlichte Material noch lange nicht alles, was als Beweis für Schönherr's literarische Freibeuterei vorliegt. Allerlei Ueberraschendes steht noch in Aussicht. Eines Tages werden auch in den liberalen Zeitungen die Fanfaren plötzlich schweigen, und es wird eine beklommene Stille sein. Aber nachher, wenn sich die ausverkauften Häuser entleert haben, dann wird man schon immer vor der Ueberschätzung eines Werks gewarnt haben, das man von vornherein als die plumpe Mache eines sentimental und unselbständigen Stümpers erkannt hatte.

Krawall, Revolte, Revolution. In der Pfalz haben in der jüngsten Zeit Krawalle stattgefunden, weil die bayerische Regierung die Weinstöcke der bäuerlichen Winzer durch Gendarmerie gewaltsam einreiben liess. Die Erfahrungen, die die Bauern bisher mit den ihnen von oben aufkrotrierten Schutzmitteln gegen die Reblaus gemacht haben, müssen recht trübe sein, wenn sie sich zu gewaltsamem Widerstand gegen den behördlichen Eingriff entschliessen. Es ge-

gehört schon ein beträchtliches Mass von Verzweiflung dazu, bei der Entsetzlichkeit der Aufruhrparagrafen im deutschen Reichs-Strafgesetzbuch, die Justiz herauszufordern. — Jedoch: die Reblaus-Schutzmassnahmen sind ja zum Besten der Pfälzer Winzer angeordnet worden. Was dem unter Weinreben aufgewachsenen Pfälzer taugt, ist im Münchner Parlament per Majoritäts-Abstimmung beschlossen worden. Sträubt er sich gegen die Wohltat, die ihm geschieht, so fliegt er in den Kerker. Es ist doch hübsch, dass Vater Staat sich seiner Kinder annimmt!

Die bayerische Regierung wird die Rechtsprechung mobil machen. Es wird kräftige Freiheitsstrafen geben, und die Beschlüsse der Gesetzmacher werden Geltung erlangen, ob auch die von der Wohltat Betroffenen fürchten, daran zugrunde gehen zu müssen. Weit schwieriger gestaltet sich für die französische Regierung die Widersetzlichkeit der Winzer des Marne-Bezirktes gegen die Ausführung des Beschlusses, ihnen die Vergünstigung des Namensschutzes für ihren Champagner zu entziehen, mit der sie vor wenigen Jahren kümmerlich Katastrophen der Verzweiflung vorbeugte. Diese Champagner-Bauern sind rabiate Kerle. Sie kämpfen ohne Rücksicht darauf, dass durch ihr Monopol die Nachbarn in Not und Elend geraten, für ihre Existenz. Ihre Wut richtet sich gegen die kapitalistischen Sektfabrikanten, denen sie die Lager zerstörten, deren Weinvorräte sie vernichteten. Gerade dieses Loswüten gegen die, die aus ihrer Arbeit den reichsten Nutzen ziehen, beweist den Charakter der Unruhen als Hungerrevolten. Die französische Regierung aber ist in einer bösen Zwickmühle: Gewährt sie den Marne-Winzern was sie verlangen, so ist die ganze übrige Champagne benachteiligt, und der Brand, der in Epernay notdürftig gelöscht ist, flackert an etlichen anderen Orten auf. — Wer aber an der Vortrefflichkeit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung zweifelt, ist ein Hallunke.

Mexiko steht seit Monaten in Revolution. Weiss irgend ein deutscher Zeitungsleser, worum es sich handelt? Man liest von Schiessereien, Zusammenstößen, Erfolgen und Misserfolgen bald der Regulären, bald der Aufständischen. Was aber das Volk rebellisch gemacht hat, danach wird man Morgenblatt und Abendblatt vergebens um Auskunft bitten. Zur Orientierung diene folgendes: Die wesentlichste Veranlassung zu der mexikanischen Revolution war ein Gesetz, nach dem ein Jeder beliebige Landdistrikte für sich begehren durfte, sofern der Besitzer nicht einen „vollkommenen Rechtsanspruch“ auf das Grundstück geltend machen konnte. Da das Land stets gewohnheitsrechtlich in den Händen der Bauern war, die es vom Vater und Grossvater übernommen hatten, konnte das kaum einer. Das neue Landgesetz war eben in Kraft, da bildeten sich Landgesellschaften, die durch Agenten ermitteln liessen, wo schöne und fruchtbare Ländereien seien, deren Inhaber keinen „vollkommenen Rechtsanspruch“ darauf hätten. Der Besitzer, der keine Urkunde vorzeigen konnte, wurde dann durch gesetzliche Gewalt von der Scholle getrieben, die seine Familie viele Generationen lang bebaut hatte. Natürlich ging das nicht immer ganz glatt vonstatten. Die Bauern leisteten Widerstand, Militär rückte an, Maschinengewehre knallten, — die Revolution war im Gange. Der Vater der neuen Landgesetze heisst Porfirio Diaz und ist Präsident der Republik Mexiko. Der Vater der Landgesellschaften und unternehmendste Grundstücksexpropriateur heisst Romero Rubio und ist der Schwiegervater des Präsidenten. — Ich

teile die Tatsachen, über die der „Sozialist“ nach dem „American Magazin“ ausführlicher berichtet hat, den Lesern mit, weil ihnen von den Tageszeitungen zugemutet wird, sich für das diplomatische Verhalten der Vereinigten Staaten zu den Vorgängen in Mexiko zu interessieren.

Jagow und Kerr. Das Ehepaar Cassirer-Durieux scheidet aus. Denn die Historie, die dem immer noch lärmenden Literaten-Disput zugrunde liegt, ist veraltet. Man brauchte sich über das spasshafte Verhalten des Herrn Polizeipräsidenten v. Jagow nicht über die Massen aufzuregen. Er hatte, ähnlich wie seinerzeit der Hauptmann von Coepenick, den Stoff zu einem ausgezeichneten Schwank geliefert, blos mit dem Unterschiede, dass der Sieger von Moabit als Leidtragender, der Schuster Voigt aber als Held aus seinem Abenteuer hervorging. Tragisch zu nehmen war das Ausrutschen aus dem Objektiv-Amtlichen ins Subjektiv-Männliche keineswegs. Immerhin aber war es wertvoll zu wissen, dass der Hüter der Polizeizensur, die jawohl bestimmt ist, uns die Geschlechtlichkeit der Menschen als etwas Unzüchtiges bewusst zu machen, sein Zensurpatent als geeignete Visitenkarte ansah, um sich den Zutritt zum Boudoir einer Dame zu verschaffen. Man durfte erwarten, dass ringsum ein dröhnendes Gelächter ausbräche, und dass jeder, den sein Beruf in Gefahr bringt, gelegentlich von der synodalen Frömmigkeit der Zensur um den Ertrag seiner Arbeit gebracht zu werden, sich der Publikation des Jagow-Briefes redlich freute. Aber der Herr Polizeipräsident fand da Freunde, wo er sie gewiss am wenigsten vermutete: in den Literaturcafés. Aufrechte Kulturhüter setzten ihre ernsthaftesten Mienen auf und verteidigten beweglich den Mann, der unter der Uniform steckte. Als Objekt der Entrüstung aber warfen sie einen der ihren der Menge vor, den, der den Brief der Öffentlichkeit zum Lesen gezeigt hatte, Herrn Alfred Kerr. Wieder einmal das alte Schauspiel: Wo einmal die deutsche Geistigkeit Gelegenheit hat, Solidarität zu zeigen, fällt sie übereinander her. Alle Verärgerten, die durch den Witz, die Kritik, die Aggressivität Kerrs einmal mitgenommen wurden, fühlten den Augenblick der Vergeltung gekommen. Jagows Brief wurde als harmlos, unanständig, gentlemanlike erklärt, — oder, weil man doch modern und vorurteilsfrei ist, argumentierte man: wenn der Polizeichef an einer schönen Künstlerin Gefallen findet, so ist das genau so Privatsache, wie wenn ein Käsehändler eine Eierfrau um ihre Gunst bittet. Zunächst stimmt schon das nicht: das Innenleben des Mannes, der die Sittlichkeit einer ganzen Millionenstadt kontrolliert, der jede Frau, die aus ihren Reizen ein Geschäft macht, unter seine Kontrolle bringt; der jede private Liebesbeziehung zwischen zwei Männern, sobald er davon erfährt, zu einer öffentlichen Angelegenheit macht, indem er die Betroffenen dem Strafrichter zuführt, — das Innenleben dieses Mannes muss die Öffentlichkeit im höchsten Grade interessieren. Die Polizei lebt davon, dass sie das persönliche Verhalten jedes Einzelnen bewacht, beschnüffelt und registriert, und dem Präsidenten dieser Institution solle man ein Privatleben zubilligen?! — Im akuten Fall aber hat der Herr sich noch ausdrücklich auf seine Amtsstellung berufen und sich damit der Adressatin selbst im Glänze seines Schutzmansshelms präsentiert. Der Vorwurf, Kerr habe roh die Hülle von einem zarten Gefühl gerissen, ist daher ganz unberechtigt. Das Gefühl kann noch so zart gewesen sein, die Hülle war öffentliches Eigen-

rum. Kerr hatte das Recht, sie vor aller Augen um und um zu wenden. Jeder von denen, die heute in heiliger Empörung über Kerr herfallen, hätte den Brief Jagows an Desdemona unbedenklich veröffentlicht — und wahrscheinlich weniger geistreich glossiert als Kerr es tat. Ich werfe den Herren, die aus dem Falle Jagow einen, Fall Kerr gemacht haben, keine Unehrllichkeit vor. Es liegt in der schwachen Natur der Menschen, im Groll nicht gerecht wägen zu können. Aber man hätte das Bedürfnis, die Wut gegen einen verhassten Kritiker auszuspritzen, wirklich bis zu einer passenderen Gelegenheit zurückstellen dürfen. Es berührt überaus schmerzlich, bei dem Konflikt zwischen einem, der geistige Werte schafft, und einem, der bestellt ist, geistige Werte in die Fassung loyaler Wohlanständigkeit zu kneten, die Kulturellen an der Seite der Staatsautorität zu finden: Aber für die Beschaffenheit des deutschen Geisteslebens ist der Vorgang symptomatisch.

Humor, Ich übersandte einmal einem bekannten deutschen Witzblatt folgenden Beitrag:

„Auch ein Grund. A. Warum kommen sie denn gar nicht mehr in den „Schwan“ an unseren Stammtisch? —

B. Meine Olle erlaubt's nicht.“

Darauf erhielt ich folgenden handschriftlichen Brief:

„Sehr geehrter Herr!

Den uns freundlichst eingesandten Scherz müssen wir Ihnen zu unserem Bedauern zurückgeben, da er sich für unser Blatt nicht eignet. Wir würden uns jedoch sehr freuen, wenn Sie uns bald wieder einen Beitrag aus Ihrer geschätzten Feder zukommen liessen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Die Redaktion.“

Correspondenz.

Die reichliche und teilweise enthusiastische Zustimmung, mit der die erste Nummer dieses Blattes begrüßt wurde, ermutigt mich sehr zur Fortführung der begonnenen Arbeit. Leider entspricht aber bis jetzt die tatkräftige Unterstützung meines Versuchs, mir Gehör zu schaffen, nicht entfernt der platonischen Sympathie, die mir bezeigt wird. Ich danke allen, die mich zu meinem Unternehmen beglückwünscht haben, herzlich; aber ich wiederhole dringend die Bitte, dem „Kain“ auch die praktische Förderung angedeihen zu lassen, ohne die er nicht existieren kann. Ob die dritte Nummer noch erscheinen kann, wird ganz davon abhängen, ob eine genügende Zahl von Abonnements bestellt und eine genügende Zahl von Einzel-exemplaren verkauft wird. Wer das Weiterbestehen der Zeitschrift wünscht, der Sorge dafür, dass seine Buchhandlung sie führt, und dass seine Bekannten sie lesen. — Wer geneigt ist, das Unternehmen durch einen Geldzuschuss soweit zu fördern, dass das Erscheinen gesichert ist, bis die Unkosten sich von selber decken, setze sich mit dem Unterzeichneten in Verbindung.

München, Akademiestr. 9.

Erich Mühsam.

von
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904. Verlag des
Sozialistischen Bundes. Berlin.
(fast vergriffen.)

Der Krater. Gedichte.
1909. Morgen-Verlag. Berlin.

Die Hochstapler. Lustspiel.
1906. R. Pipers Verlag. München.

Ascona. Broschüre. 1905.

Die Jagd auf harden.
Broschüre. 1908.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag.

